

## Bauern – ein Auslaufmodell?

Zum Strukturwandel der bäuerlich-dörflichen Lebenswelt im 20. Jahrhundert

von Wolfram Pyta

*Die Agrarkrise alarmiert die Republik. Als kalte Kalkulierer sehen sich die Bauern hingestellt, als fataler Irrweg gilt auf einmal die konventionelle Landwirtschaft. Aber Bauer und Dorf der Gegenwart sind nur die Produkte des rasenden Wandels der ländlichen Welt im 20. Jahrhundert. Auf dem Land ist nichts mehr so, wie es einmal war. Ein Auslaufmodell ist der Bauer dennoch nicht. Im Gegenteil: In kultureller Hinsicht erscheint das Bäuerliche heute geradezu modern.*

Kommt man heute in der alten Bundesrepublik in ein Dorf abseits der Durchgangsstraßen, so gleicht sich das Erscheinungsbild fast überall: gediegener Wohlstand, erkennbar an adretten Einfamilienhäusern, vor denen Automobile der Mittelklasse parken. An die Stelle der Wetterhähne auf den Kirchturmspitzen sind die Satellitenschüsseln getreten. Das Dorf hat den Geruch von Kuhmist und Pferdeäpfeln verloren und parfümiert sich lieber mit den Ausdünstungen von Blechkarossen mit vielen Pferdestärken.

Echte Bauern erscheinen im Dorfbild fast als folkloristische Zugabe – und deren Tätigkeit scheint den Charme bäuerlicher Erd- und Naturverbundenheit ganz und gar eingebüßt zu haben. Der Computer hat auch in den Kuhstall Einzug gehalten; die Fortpflanzung wird mit den Methoden künstlicher Besamung optimiert. Und bei der Nahrungsaufnahme scheint sich die totale Abkehr von bäuerlicher Tradition vollzogen zu haben: Glückliche Kühe auf grünen Wiesen sind „Fleischmaschinen“ gewichen, die man mit Hormonen aufpumpt und mit tiermehlhaltigem Futter mästet. Ist also eine in entagrarisierten Wohngemeinden betriebene industrialisierte Landwirtschaft alles, was vom traditionellen Bauerndorf bleibt?

Schenkt man besserwisserischen Großstadtpflanzen Glauben, reduziert sich der bäuerliche Hofbesitzer in Deutschland in der Tat auf das Zerrbild des engherzigen Lobbyisten, des findigen Subventionsjägers und nüchtern kalkulierenden Massentierhalters – von ein paar lobenswerten Ökobauern einmal abgesehen. Fair ist diese Sichtweise schon deshalb nicht, weil sie außer Acht lässt, wie fundamental der Wandel war, der die deutsche Landwirtschaft im vergangenen Jahrhundert von der Spitze auf einen hinteren Platz der ökonomischen,

gesellschaftlichen und politischen Werteskala verdrängt hat. Erst vor dem Hintergrund dieses Wandels aber lässt sich ein angemessenes Urteil über die Lage der heutigen Bauern fällen.

### Das Dorf als vormoderner Mikrokosmos

Noch vor 100 Jahren war das Dorf ein Mikrokosmos ganz eigener Art, in dem nahezu die Hälfte aller Deutschen beheimatet war. Auch wenn beileibe nicht alle Dorfbewohner direkt von der Landwirtschaft lebten, sondern sich auch als Handwerker oder landsässige Industriearbeiter ihr Brot verdienten, bildete das klassische Dorf doch eine von den Bauern gestiftete Wirtschaftseinheit. Nahezu alle Dorfbewohner gehörten einem Wirtschaftskreislauf an, der um die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens kreiste: Auch wer nicht im Haupterwerb Landwirtschaft betrieb, bestellte sein eigenes kleines Stück Land im Nebenerwerb oder verdingte sich als Aushilfskraft bei einem Vollwerbsbauern.

Aber auch kulturell bildete das Dorf eine Einheit, weil die im Kern bäuerliche Produktionsgemeinschaft auch den innerdörflichen Wertehaushalt speiste. Die Bewahrung und Mehrung des Grundbesitzes war ein heiliges Gebot, das sich aus der bäuerlichen Eigentumsfixierung ergab. Der Verlust des ererbten Hofes erschien als schlimmster Verstoß gegen den Wertekodex. Hinzu kam ein ausgeprägtes, auf das Leitbild harter, körperlicher Arbeit ausgerichtetes Arbeitsethos, demzufolge der Bauer im Schweiß seines Angesichtes sein Brot zu verdienen hatte.

Alles in allem bildete das Dorf um 1900 einen agrarischen Wirtschaftskreislauf mit passgenauer kultureller Codierung, sodass sich die Bezeichnung „Dorfgemeinschaft“ für diese spezifische

Lebensform anbietet. Agrarromantische Verklärung dörflichen Gemeinschaftsidylls ist hier ebenso wenig angebracht wie fortschrittsgläubiges Herabsehen auf bäuerlichen Traditionalismus. Die Dorfgemeinschaft war ein vormoderner Lebensraum, der mental gegen die außerdörfliche Welt abgeschottete. In diesem dörflichen Mikrokosmos gedieh eine politische Kultur, die der Wirtschafts- und Bildungselite des Dorfes die Wahrnehmung der politischen Interessen der Dorfbevölkerung überantwortete: dem Großbauern, dem Dorfpfarrer, dem Landschullehrer.

### „Entbäuerlichung“ des Dorfes

In den folgenden 70 Jahren – also etwa bis in die frühen siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts – veränderte das Dorf sein Antlitz fundamental. Dieser grundlegende Wandel lässt sich mit dem Begriff „Entagrarisierung“ und damit „Entbäuerlichung“ des Dorfes am präzisesten beschreiben. Dabei handelt es sich um einen Prozess, der wirtschaftlich wie politisch ein völlig neues Dorf erschaffen hat. Schon an den nackten Zahlen lässt sich das ablesen: 1920 war noch fast ein Drittel aller Deutschen in der Land- und Forstwirtschaft sowie der Fischerei tätig; 1950 hingegen gingen in der alten Bundesrepublik weniger als ein Fünftel der Beschäftigten einer Tätigkeit im primären Sektor nach; 1990 hatte sich ihr Anteil gar auf 3,4 % reduziert. Doch erstaunlicherweise haben sich auf der kulturellen Ebene Überbleibsel bäuerlicher Wertmuster behauptet, die gerade jetzt neu entdeckt werden. Insofern stellen die Bauern heute zwar eine ökonomische und politische Restgröße dar. Doch der Restbestand kultureller Bäuerlichkeit wird von der Gesellschaft stärker denn je nachgefragt – in kultureller Hinsicht erscheint das Bäuerliche heute geradezu modern.

Ökonomisch wie politisch hat das 20. Jahrhundert einen gravierenden Bedeutungsverlust der bäuerlichen Landwirtschaft gebracht. Wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch erbittert um den Vorrang von Agrarwirtschaft und Industrie gestritten, so mutet dieser Konflikt heute fast unverständlich an. Im Kaiserreich hatte sich die Großlandwirtschaft wegen ihrer Verschwisterung mit den altpreußischen Machteliten zwar kein politisches Gestaltungsrecht, aber immerhin so etwas wie ein politisches Vetorecht bewahrt. Der politische Abstieg begann aber schon im Ersten Weltkrieg, als die Agrarwirtschaft dem Interesse an der Sicherstellung der Volksernährung untergeordnet wurde. Die Folge waren rigorose Eingriffe in die bäuerliche Autonomie mit einem ganzen Bündel von Abliefe-

rungsvorschriften, die zum Teil erst in den 20er Jahren aufgehoben wurden.

Diese öffentliche Verpflichtung der Landwirte erreichte in der NS-Diktatur einen neuen Höhepunkt. Zwar wurde die Landwirtschaft verbal als bevorzugter Berufsstand gehätschelt und gegen Marktmechanismen weitgehend abgeschottet. Doch erkaufen musste sie sich diesen scheinbaren Vorzug mit dem Dienst an der „Volksgemeinschaft“ in unzähligen „Ernährungsschlachten“. Der durch die Kriegsvorbereitung auferlegte Zwang zur Autarkie verlangte den bäuerlichen Familien ein Übermaß an Arbeit ab und unterwarf sie einem ausgeklügelten staatlichen Kontrollsystem. Hinzu kamen beispiellose Eingriffe in das bäuerliche Eigentumsrecht: Ohne Respekt vor Traditionen entwarf eine Schar NS-Technokraten Vorhaben, die die Beseitigung des Kleinbauertums vor allem im Westen und Süden Deutschlands wegen mangelnder Leistungsfähigkeit vorsahen. Hier tobte eine Planungseuphorie, die in großem Stil „Menschenökonomie“ betrieb und dabei nicht vor der Entwurzelung und Umsiedlung von Millionen Landbewohnern zurückschreckte – Pläne, die eng mit der „ethnischen Säuberung“ der zur Zwangsgermanisierung vorgesehenen eroberten Gebiete im Osten verknüpft waren.

### Der bäuerliche Großbetrieb als Leitbild

Das Leitbild dieser Vorhaben – der rentable bäuerliche Großbetrieb – blieb auch für die Agrarstrukturpolitik der Bundesrepublik maßgebend. Denn der neue westdeutsche Staat hatte eine überwiegend kleinbäuerliche Betriebsgrößenstruktur geerbt (zwei Drittel aller Höfe waren Kleinbetriebe), da die großagrarenischen Kernzonen in den Gebieten östlich der Elbe gelegen waren. Eine am Gesichtspunkt der Rentabilität ausgerichtete Agrarstrukturpolitik musste daher die Bereinigung der kleinbäuerlichen Betriebsverfassung betreiben – wenn auch mit anderen Methoden als die NS-Diktatur. Der bundesdeutsche Staat beförderte durch den gezielten Einsatz seiner Steuerungsinstrumente den Strukturwandel, an dessen Ende eine drastische Reduzierung der landwirtschaftlichen Betriebe auf wenige, dafür aber leistungsstarke großbäuerliche Einheiten stand. Damit büßte das Dorf sein agrarisches Gravitationszentrum ein und wurde zu der entbäuerlichten Landgemeinde, wie wir sie heute kennen.

Flurbereinigungen und Zusammenlegungen schufen mittel- und großbäuerliche Einheiten, die den rentablen Einsatz von Maschinen in großem Stil

erst ermöglichten. Die Maschinisierung fand auch unter dem Zwang zur immer weniger personalintensiven Landwirtschaft statt, weil die Flucht aus der Landwirtschaft in den 50er und 60er Jahren ungeahnte Ausmaße erreichte. Durch eine gezielte Raumordnungspolitik wurde das Land infrastrukturell so erschlossen, dass der Sog der Industrie auf den agrarischen Arbeitsmarkt unwiderstehlich wurde. Insofern war die Hinwendung zur kapitalintensiven Landwirtschaft eine Konsequenz aus dem Konkurrenzkampf zwischen Agrarwirtschaft und gewerblicher Wirtschaft um die Ressource Arbeitskraft: Zuerst büßten die Höfe ihre familienfremden Arbeitskräfte ein. Dann wanderten mithilfe Familienangehörige in besser bezahlte und freizeitgemäßere Jobs ab. Am Ende wurde ein bäuerlicher Großbetrieb von 50 Hektar mithilfe von Maschinen allein vom Hofbesitzerpaar bewirtschaftet. Zwar wurden der Bauer und seine Frau damit von schweren körperlichen Arbeiten befreit. Da nun aber die gesamte Arbeit auf ihren Schultern lastete, erzielten sie praktisch keinen Gewinn an eingesparter Zeit. Die nun erst recht in Familienregie betriebene groß- und mittelbäuerliche Landwirtschaft dürfte fast der einzige Berufszweig sein, an dem die Segnungen der Freizeitgesellschaft ziemlich spurlos vorbeigegangen sind.

Der Abschied von der Agrarwirtschaft erfolgte im Regelfall nicht abrupt, sondern auf Raten: Die Bande zur Landwirtschaft wurden erst allmählich abgestreift. Die Bewirtschaftung des eigenen Bodens war angesichts der Hungerjahre der Nachkriegszeit eine zu begehrte Rückfallposition für den Krisenfall, als dass die meisten Kleinbauern und Nebenerwerbslandwirte sofort alle Brücken zur Landwirtschaft abgebrochen hätten. Hier fiel der Pacht eine wichtige, allerdings kaum untersuchte Vermittlungsfunktion zu: durch die Verpachtung des landwirtschaftlichen Eigentums wurde die Nabelschnur zur agrarischen Lebenswelt nicht sofort abgeschnitten. Am Ende dieser Entwicklung wagte auch ein Teil der Vollerwerbsbauern den Sprung in eine außerbäuerliche Existenzform – allerdings zunächst mit einem Sicherheitsnetz. Wie das Beispiel der aus der ländlichen Umgebung Ingolstadts stammenden Audi-Arbeiter zeigt, behielten sie zunächst ihren Hof als Nebenerwerbsbetrieb bei, um sich aber mit der Zeit endgültig aus der Landwirtschaft zurückzuziehen.

### **Kultureller Strukturwandel**

Parallel dazu wurde das Dorf auch in kultureller Hinsicht umgepflegt, wobei der Staat helfend und unterstützend eingriff. Die Nivellierung des kultu-

rellen Stadt-Land-Gefälles war bereits im NS-Staat unter der martialischen Bezeichnung „Aufrüstung des Dorfes“ propagiert worden. Das regimeübergreifende staatliche Interesse an einer aktiven Agrarstrukturpolitik zeigte sich beispielsweise im Bundesland Hessen darin, dass der Landtag im Jahre 1952 ein fast wortgleiches Programm einer „sozialen Aufrüstung des Dorfes“ beschloss. Im Kern lief es auf die Einführung städtischer Gebrauchsgüter in die dörfliche Lebenswelt hinaus. Gefrier- und Wäschewaschanlage, Gemeindebad, Bücherei und der erste Fernseher im Dorf – all diese Boten eines neuen Lebensstils wurden zunächst kollektiv in speziell errichteten „Dorfgemeinschaftshäusern“ genutzt. Doch mit steigendem Wohlstand in den 60er Jahren erfolgte die private Aneignung: Der Siegeszug der neuen Massenmedien trug ebenso zum Import städtischer Verhaltensweisen bei wie die Individualmotorisierung, die es den Dörflern erlaubte, städtische Kultur- und Freizeitangebote intensiv zu nutzen.

Mit der Entbäuerlichung des Dorfes läutete der traditionellen Dorfgemeinschaft das Totenglocklein. Die Fundamente des schichtenübergreifenden Wirtschaftsverbundes und der bäuerlich geprägten Dorfsitte brachen in dem Maße weg, in dem die Bauern ökonomisch und kulturell im Dorf nicht mehr den Ton angaben. Damit änderte sich auch die dörfliche Hierarchie. Es war weniger der Zustrom der Flüchtlinge und Vertriebenen als der sozioökonomische Wandel, der die politische Kultur des Dorfes im partizipativen Sinne umgestaltete. Nicht zuletzt die Frauen profitierten davon, denen jetzt der Einbruch in die Männerdomäne Politik gelang. Dennoch ist das Dorf ein Sozialraum mit besonderen Formen der Vergesellschaftung geblieben, die auf die Art der Politik ausstrahlen, die man hier betreibt. Ein dichtes Netz von Schützen-, Junggesellen- und Sportvereinen hat das Erbe der meinungsbildenden Dorfgrößen angetreten.

Das klassische Dorf agrarischer Prägung starb in den 70er Jahren einen stillen Tod. Die Trauergemeinde war klein; politisch weinte man ihm nicht nach. Das ist erklärungsbedürftig, weil bäuerliches Aufbegehren noch einige Jahrzehnte zuvor maßgeblich zum Scheitern der Weimarer Demokratie beigetragen hatte. In keiner gesellschaftlichen Gruppe erfuhr die NSDAP bei den Wahlen der Jahre 1930 bis 1933 soviel Unterstützung wie in der protestantischen Landbevölkerung, die bei der bauernfreundlich gestylten Hitler-Bewegung ihre agrarkonservativen Anliegen in guten Händen wähnte. Dass Vergleichbares in der jungen Bun-

desrepublik ausblieb, lag nicht nur daran, dass das „Dritte Reich“ das Gros der Landbevölkerung rasch desillusioniert hatte.

Die Pazifizierung der Bauern war auch das Resultat eines sozialverträglich abgefederten Strukturwandels, der auch den Landwirten die Segnungen des Sozialstaates zukommen ließ, wobei hier als Meilenstein ihre 1957 eingeführte Einbeziehung in die gesetzliche Altersversorgung herausragt. Hinzu kam, dass die agrarische Spitzenorganisation, der Deutsche Bauernverband, sich kooperativ verhielt, was er sich freilich in Gestalt von Subventionen honorieren ließ: In den 50er Jahren verfünffachte sich der für die Landwirtschaft bereitgestellte prozentuale Anteil des Bundeshaushaltes. Schließlich nahm die Europäisierung der Agrarpolitik der heimischen Bauernschaft viel von ihrem politischen Druckpotenzial.

### **Bäuerliche Kultur: veraltet oder modern?**

Erschöpft sich also eine historische Betrachtung bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens in einer Verlustgeschichte, in einer Geschichte von Verlierern und Nachzüglern der Modernisierung, die im Zuge der Globalisierung auch des Agrarmarktes ihre letzte Funktion als Garanten der Volksernährung eingebüßt haben? Ist der Bauer also ein Auslaufmodell, das politisch nur deswegen überlebt, weil er die Existenz eines undurchsichtigen agroindustriellen Komplexes aus Schlachthöfen, Dünger- und Futtermittelindustrie sowie Landmaschinenherstellern rechtfertigt?

Der heutige Bauer ist so, wie ihn die ökonomischen und politischen Bedingungen geformt haben. Die sogenannte „konventionelle“ Landwirtschaft ist das Resultat einer Mischung aus staatlichen Eingriffen und staatlich gesetzten Anreizen: kapitalintensive, zunehmend spezialisierte Agrarbetriebe auf der Basis der Einheit von Besitz, Arbeit und Familie. Doch fügt sich gerade diese Verschmelzung von Besitz und Arbeit in die neue, vom Klassen- und Verteilungsdenken befreite Kultur der Selbständigkeit ein, von der unzählige Existenzgründer der Informationsgesellschaft täglich

Zeugnis ablegen. In den verblichenen Zeiten marxistischer Gesellschaftsanalyse als „Selbstaubeutung“ verschrien, kann ein Zwölfstundentag in der Landwirtschaft von derselben kulturellen Aneignung und geistigen Veredelung der Arbeit Zeugnis ablegen wie die kreative Tätigkeit eines IT-Consultants. Mit der Planung und Überwachung maschinell gesteuerter Betriebsabläufe werden vom Landwirt geistige Fähigkeiten erwartet, die es verbieten, den Hofbesitzer von heute mit dem nach Altvätersitte wirtschaftenden Bauer von einst gleichzusetzen.

Doch was der Landwirt von heute als eigentliches kulturelles Proprium einbringt, ist der nicht zu eliminierende Rest traditioneller Bäuerlichkeit: die Naturräumlichkeit seines Wirtschaftens. Die Abhängigkeit von klimatischen und topographischen Faktoren kann zu ausgeprägter Sensibilität für die Schranken des vom Menschen Machbaren erziehen. Und es steht zu vermuten, dass diese Besinnung auf die Grenzen der Verfügbarkeit über die Natur und ihre Geschöpfe gerade im beginnenden biotechnischen Zeitalter hoch im Kurs stehen wird.

### **Anmerkung**

Der vorliegende Beitrag ist die erweiterte und leicht veränderte Version eines Essays, der am 25. Januar 2001 in DIE ZEIT Nr. 5 unter dem Titel „Bauern, Brauchtum, BSE“ erschienen ist.

### **Autor**

Prof. Dr. Wolfram Pyta, Direktor der Abteilung für Neuere Geschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart; Forschungsschwerpunkte: Deutsches Kaiserreich, Weimarer Republik, NS-Diktatur; einschlägige Veröffentlichungen u. a.: „Dorfgemeinschaft und Parteipolitik 1918–1933. Die Verschränkung von Milieu und Parteien in den protestantischen Landgebieten Deutschlands in der Weimarer Republik“, Düsseldorf 1996.

### **Kontakt:**

Prof. Dr. Wolfram Pyta, Universität Stuttgart  
Historisches Institut - Abt. für Neuere Geschichte  
Keplerstr. 17, 70049 Stuttgart  
Tel. 0711/121-3450, Fax 0711/121-3451  
E-Mail: Wolfram.Pyta@po.hi.uni-stuttgart.de